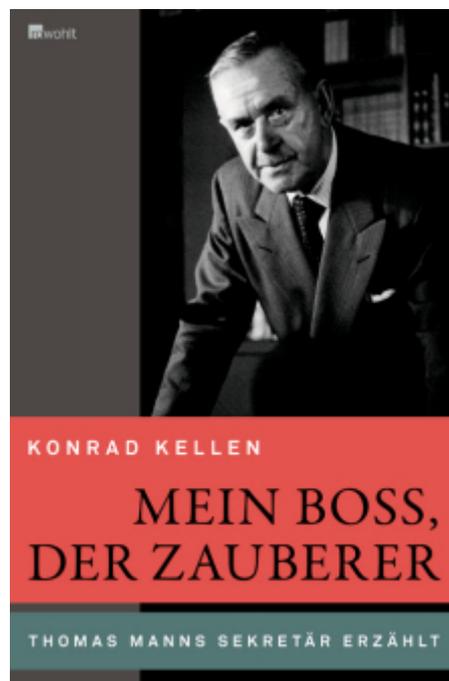


Leseprobe aus:

Konrad Kellen

Mein Boss, der Zauberer



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf rowohlt.de.

INHALT

TEIL 1

KONRAD KELLEN. *Erinnerungen*

- Als sich Deutschland veränderte 11
- Herkunft 17
- Zwischenstationen 25
- Begegnungen mit Thomas Mann in New York 32
- Vom Freund des Hauses zum Sekretär des Zauberers 36
- Die Atmosphäre bei den Manns 44
- Die Arbeit mit Thomas Mann in Pacific Palisades 49
- Thomas Manns Verhältnis zu Amerika 62
- Gespräche über Deutschland 75
- Mein letzter Besuch bei Thomas Mann in der Schweiz 97
- Thomas Mann als Schriftsteller 103
- Erinnerungen an Albert Einstein 108
- Als amerikanischer Soldat in Europa 114
- Eindrücke eines Besatzungsoffiziers 121
- Wie ich Chagall nach Amerika brachte 131
- Leben in Los Angeles 139
- Nachdenken über den Fall Stella (Rezension) 145
- Über das Reden auf dem Golfplatz (Essay) 155

TEIL 2

ÜBER KONRAD KELLEN. *Erläuterungen*

MANFRED FLÜGGE

KONRAD KELLEN UND DIE FAMILIE MANN

- Die Familie Katzenellenbogen 163
- Der Wirtschaftsskandal um Ludwig Katzenellenbogen 168
- Unruhige Zeiten in Paris 176
- Konrad Kellens Freundschaft zu Klaus Mann 179
- Emigration nach Amerika 182
- Ankunft in Kalifornien 186
- Im Dienst von Thomas Mann 192
- Im Dienst der USA 215
- Konrad Kellens Rückkehr nach Kalifornien 224
- Erinnerungen an Konrad Kellen 235

CHRISTIAN TER-NEDDEN

SEKRETÄR DES SEKRETÄRS

- Meine Arbeit mit Konrad Kellen 240

Zur Entstehung dieses Buches 244

Literaturhinweise 246

Bildnachweise 248

Danksagung 249

Namensverzeichnis 250

TEIL 1

KONRAD KELLEN

Erinnerungen

ALS SICH DEUTSCHLAND VERÄNDERTE

Wann immer ich erzählt habe, dass ich im März 1933 aus Deutschland emigriert bin, wurde ich gefragt: «Warum denn schon so früh?» Ja, wie lange hätte ich denn warten sollen? Hatte ich nicht dieses eine Mal wenigstens recht gehabt? Andere aus meiner Familie haben zu lange gewartet, zu lange auf Deutschland vertraut. Mein Grund war einfach: Ich hielt es dort nicht mehr aus. Man musste kein Prophet oder ein besonders politischer Kopf sein, um das kommende Unheil zu ahnen.

Zwei Jahre irrte ich durch Europa. 1935 kam ich in New York an. Ein neues Leben sollte beginnen. Aber meinen Familiennamen «Katzenellenbogen» konnten sie in New York nicht aussprechen. Sich umzubenennen war in den USA durchaus üblich, oft auch ratsam. Ich verkürzte meinen Namen auf «Bogen». Das war auch nicht viel besser. Als ich 1943 in die amerikanische Armee aufgenommen wurde, veränderte ich meinen Namen in «Kellen», und dabei ist es geblieben. Das klingt auf Deutsch und auf Englisch gut, klar, einfach.

Gut, klar und einfach war bis dahin wenig in meinem Leben, zu Hause nicht, in Berlin nicht, in Deutschland nicht, in Paris nicht, in New York auch nicht. Ich hatte mit Börsenmaklern zu tun und lernte echte Gangster kennen. Beides war nicht meine Welt. Erst die Begegnung mit Thomas Mann hat mein Leben verändert, hat mich auf eine andere Ebene gebracht statt auf die schiefe Bahn. Zwei Jahre habe ich für ihn gearbeitet. Der Zauberer war mein Boss und auch mein Retter. Aber dann kamen die Armee, der Krieg, die Rückkehr nach Europa als amerikanischer Soldat. Und ich musste erneut Erfahrungen

mit meinen einstigen Landsleuten machen. Versöhnt mit ihnen haben mich diese Erfahrungen nicht.

Ich bin kein gebildeter Mann. Zwar habe ich im Laufe meines langen und verworrenen Lebens viel gelesen, habe Französisch, Englisch und sogar Latein und Griechisch gelernt. Aber ich bin kein gebildeter Mann in dem Sinne, dass ich aus dem Stegreif die wesentlichen Ähnlichkeiten oder Unterschiede zwischen Hölderlin und Kleist, Heine und Eichendorff oder Schiller und Gott weiß wem aufzählen könnte. Ich bin der deutschen Sprache außerordentlich hold, nicht aber den Deutschen. Was sie mir und meiner Familie angetan haben, vielleicht auch der Krieg, in welchem ich schließlich unter höchster Gefahr gegen die Deutschen kämpfen musste, haben mich Deutschland für immer entfremdet. Die einzige Brücke zu einem «anderen» Deutschland war für mich Thomas Mann.

Thomas Mann war ein äußerst vielseitiger und deshalb irritierender Mensch. Auch wer ihn näher kannte, ihn mehr als einmal erlebt hatte, vermochte ihn kaum zu beschreiben. Und so wird sein wahres Wesen oft falsch verstanden – natürlich auch zuweilen von mir. Aber immerhin, der beinahe tägliche Umgang mit ihm als Sekretär in Los Angeles und spätere Zusammenkünfte in der Schweiz ließen mich ihn vielleicht nicht besser, aber eben anders verstehen als Menschen, die nur seine Bücher gelesen oder gesellschaftlich mit ihm verkehrt haben.

Drei seiner Eigenschaften will ich besonders hervorheben: erstens seinen tiefen, unveränderlichen Humanismus; dann seinen einzigartigen, eigentlich undeutschen und allumfassenden Sinn für Humor (den auch viele seiner Biographen nicht begriffen haben); und schließlich seine abgrundtiefe Verachtung für den Nazismus und dessen verschiedene Träger. Mann war der einzige ehemalige Deutsche, den ich persönlich kannte, der weder Jude noch Kommunist war und doch die Nazis und den Nazismus aus ganzem Herzen verachtet hat.

Er unterschied nicht zwischen «Deutschen» und «Nazis», zwischen gutem und bösem Deutschland, sondern bestand immer darauf, dass es nur ein Deutschland mit seinen verschiedenen Seiten gebe. Und so unterscheide auch ich nicht zwischen diesen und jenen Deutschen und würde sie am liebsten die «Deutschnazis» oder die «Nazideutschen» nennen. Das mag manche verletzen, aber ich habe in meiner Zeit meine besonderen Erfahrungen mit ihnen machen müssen.

Mir wird unwohl, wenn ich Bücher von Historikern über jene Zeit lese. Mir kommt es manchmal vor wie hölzernes Geplapper. Ich finde nicht das wieder, was ich erlebt habe. Man muss doch das Kind beim Namen nennen, und der Name war: Die Nazideutschen haben nach 1933 ihr wahres Wesen gezeigt – als ideologisch berauschte Quartals-säuer.

Meine Mutter besaß eine große Gemäldesammlung mit Bildern von Monet, Manet, Renoir, Cézanne und Liebermann. Mein Vater führte die Brauerei Schultheiß-Patzenhofer und einige andere Firmen. Durch die Weltwirtschaftskrise und einen Finanzskandal verloren meine bereits geschiedenen Eltern den Großteil ihres Vermögens. Was wir noch übrig hatten, erlaubte mir immerhin, ein Jurastudium zu beginnen. Damals waren die Lehren von Sigmund Freud dabei, Allgemeingut zu werden, und ich hatte den Plan, auf ihrer Basis als Strafverteidiger zu arbeiten.

Also schrieb ich mich im Frühjahr 1932 an der Universität in Heidelberg als Student der Rechte ein. Mein zweites Semester verbrachte ich in der herrlichen Stadt München, aber noch bevor es vorüber war, brach am 30. Januar 1933 unter dem Jubel der Männer und auch der Frauen Adolf Hitler über Deutschland herein. Sein Name ist mir so zuwider, dass ich ihn nur ungern ausspreche oder vollständig hinschreibe.

Ogleich ich noch jung und politisch unerfahren war, hatte ich das Ableben der von rechts wie links verachteten deutschen Demo-

kratie durchaus erwartet. Andererseits war die totale «Machtergreifung» Hitlers doch ein unerwarteter Schock für mich. Viele «Nicht-ari-er», zu denen auch ich zählte, blieben in Deutschland, weil sie glaubten, die Herrschaft des «Führers» sei nur ein kurzer Spuk. Die allermeisten von ihnen wurden im Laufe der Jahre von den Schergen Hitlers grausam vernichtet. Aber es lief mir kalt den Rücken herunter, als diese Kreatur ihre Antrittsrede in die Welt hinausspie. Schon seit zehn Jahren hatte er die deutschen Massen ermächtigt – ja angefeuert –, Erniedrigung, Mord und Folter jeder Art an Millionen von unschuldigen Menschen zu begehen – IM NAMEN DES DEUTSCHEN VOLKES!!! Und nochmals: IM NAMEN DES DEUTSCHEN VOLKES!!! Und zum dritten Mal: IM NAMEN DES DEUTSCHEN VOLKES!!! So tobte er mit teils brüllender, teils fistelnder Stimme in die Volksmassen hinein. Und ich hatte eine Eingebung. Ich verstand sofort, dass die Masse der Deutschen, ob Hinz oder Kunz, reich oder arm, gebildet oder nicht, diesem Un-Menschen auf Gedeih und Verderb treu bleiben und in seinem Namen einzeln und im Kollektiv Verbrechen begehen würde, wie die Welt sie noch nicht gesehen hatte. Von Beginn der deutschen Geistesseeche an hatte ich nämlich – ich gestehe es – eine Todesangst vor meinen deutschen Mitbürgern, die lauthals sangen: «Wenn's Judenblut vom Messer spritzt!»

Die Augen geöffnet hat mir eine Ehrenfeier in der Universität München zum Jahrestag der Schlacht bei Langemark. Bei jener Schlacht im Jahre 1914, zu Beginn des Ersten Weltkriegs, hatten deutsche Generäle, noch unter dem Kommando des Kaisers, Bataillone von Fünfzehn- bis Siebzehnjährigen in das feindliche Sperrfeuer getrieben, wo zig Tausende von alliierten Maschinengewehren niedergemäht wurden. Am Ende der Schlacht waren die deutschen Einheiten zurückgeworfen worden bis zum Ende der Gefechtslinie, von der sie gekommen waren. Nichts hatten sie mit ihrem jungen Blut erkauf. Auf der jährlichen patriotischen Feier zur Erinnerung an dieses

sinnlose Gemetzel hielt der Rektor der Münchner Universität, an der ich Jura studierte, eine Rede. Er behauptete, diese jungen Männer seien nicht umsonst gefallen, sondern sie hätten dem Vaterland einen großen Dienst erwiesen. Daraufhin brach unter den Studenten und Professoren gewaltiger Applaus los. Es wurde «Sieg Heil!» gerufen, jenes abstoßende Wort, das mir noch jahrelang hässlich in den Ohren klang.

Bei einem Auftritt Hitlers auf dem Odeonsplatz in München kam mir in der brüllenden, drängelnden Menge zum ersten Mal der Gedanke, ich müsse dieser Meute und meinem Land entfliehen und mich retten – ein erschütternder, damals einfach verrückter Gedanke für einen harmlosen Jurastudenten von gerade 19 Jahren. Aufgrund meiner «Abstammung», um die ich mich nie gekümmert hatte, musste ich damit rechnen, eingesperrt und totgeschlagen zu werden wie ein räudiger Hund.

Aber wohin floh damals der Mensch, der von der kreischenden Masse gewaltsam «entdeutscht» und vogelfrei gemacht wurde? Jeder Einzelne von den Tausenden auf dem Odeonsplatz hasste mich, den angehenden Jurastudenten, mit wild loderndem, tödlichem Hass, als hätte ich – vor ihren Augen – Christus oder den «Führer» oder ihr Kind erdrosselt – ich, der schüchterne und einsame Student.

Hinzu kam natürlich, dass die Zeit damals eine ganz andere war. Heutzutage wandern die Leute aus oder ein, und es verwundert uns nicht. Aber damals! Vor der mörderischen Meute meiner Mitbürger fliehen und in die Fremde auswandern zu müssen, mir dort ein Leben zu schaffen, so schwierig dies auch sein würde! Das war ein erschreckender Gedanke. Ein Sprung ins Ungewisse.

Viel ist über die Verbrechen und die Grausamkeiten der Nazideutschen gesagt worden, aber wenig über ihren Wahnsinn. Natürlich waren sie grausam und mörderisch; das ist einfach gesagt und stimmt. Aber waren sie nicht auch, was ja etwas anderes ist, schlicht wahnsinnig, diese Fäuste schüttelnden Männer und teils kreischenden, teils

selig hingerissenen Weiber, die dem «Führer» zujubelten, der in seinem Mercedes stehend an ihnen vorbeifuhr. Und all das gegen mich und «meinen Glauben», den ich nicht einmal hatte. Unweit von mir sah ich einen Mann reglos – nicht brüllend oder klatschend – in der Menge stehen, also vermutlich ein Jude. Ein Jude! Ein Juude! Auf dem Odeonsplatz! Mitten in München! Eine Frau ging auf ihn zu und spuckte ihm ins Gesicht. Er wischte sich ab und ging still davon.

Vor diesem entfesselten Wahnsinn also floh ich sogleich und schlug mich recht und schlecht durch in verschiedener Herren Länder, bis ich endlich nach Amerika kam. Nicht bevor der «Führer» sich eine Kugel in den Schädel geschossen hatte, betrat ich wieder deutschen Boden – dieses Mal als amerikanischer Besatzungsoffizier mit der Aufgabe, bei der Bereinigung der verseuchten deutschen Presse mitzuwirken.

Ich hasse die Deutschen nicht, aber nach Hitler sind sie mir so fremd geworden wie unbekannte Stämme auf fernen Kontinenten. Ich wurde als junger Mann «entdeutscht» und muss im Rückblick sagen, dass mir die Deutschen einen Dienst erwiesen haben, als sie mich zwangen, Amerikaner zu werden.

HERKUNFT

Noch unter Kaiser Wilhelm II. wurde ich am 14. Dezember 1913 in Berlin geboren. Meine Eltern waren jüdischer Herkunft, aber zum Christentum übergetreten. Und so wurde ich in der protestantischen Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche getauft und mit 14 Jahren eingeseget. Ich lebte mit meinen Eltern teils in unserem prächtigen Haus in der Bendlerstraße Nummer 40 am Berliner Tiergarten, teils auf unserem Rittergut mit dem schönen Namen Freienhagen nördlich von Oranienburg, zu welchem ein Dorf gleichen Namens gehörte.

Das Rittergut Freienhagen lag etwa eine Autostunde von Berlin entfernt. Meine Eltern hatten es 1913 gekauft. Es kam mir riesengroß vor mit seinen Wäldern, Feldern, Wiesen, Treibhäusern, Stallungen und Taubenschlägen. (Aber als ich es nach 1990 ein einziges Mal wieder sah, kam es mir sehr geschrumpft vor. Oder war die Welt kleiner geworden?) Jedenfalls war es so groß, dass wir mehrere Bedienstete brauchten.

Herr Pelz war der Imker, doch er kümmerte sich auch um die Hühner. Herr Tuberke fütterte die Tauben. Auf den Wiesen standen unsere Kälber. Wir aßen unser eigenes Kalbfleisch, von dem Schlachter Stöpel besorgt, und es schmeckte köstlich. Des Abends half ich, unsere Kühe von der Weide in den Hof zu treiben. Zur Erntezeit kamen junge Mädchen und Männer aus dem fernen, geheimnisvollen Polen und arbeiteten für uns «im Akkord», wie es hieß. In Freienhagen besaßen wir auch riesige Tulpenfelder, von denen wir hin und wieder Blumen an Händler in Berlin verkauften.

Nach Ansicht meiner Mutter aß ich zu wenig und wurde von ihr wiederholt gerügt. Ich war ein großes und schwächtiges Kind, aber ich war nicht unsportlich. Ich konnte sogar reiten und besaß mein eigenes Pferd, einen Apfelschimmel namens Puppe. Im Winter kam das Pferd nach Berlin und wurde im Tattersall untergebracht, bei uns in der Bendlerstraße. Wir besaßen auch zwei Lipizzaner, die vormals zum kaiserlichen Marstall gehörten. Vor dem Pferdestall am Eingang des Gutes wachte ein riesiger Löwe aus Bronze, gegossen vom berühmten Bildhauer August Gaul. Ein Löwe von Gaul, direkt bei den Rössern ... Nach dem Krieg war dieses bronzene Raubtier verschwunden. Der Künstler Gaul wurde übrigens vom Galeristen Paul Cassirer vertreten, für den mein Vater zum Schicksal wurde, weil er sich in dessen Frau Tilla Durieux verliebte.

Der Kutscher auf unserem Gut hieß Reinhold und lebte mit einer Frau Heim in «wilder Ehe». Er brachte mir das Reiten bei und sogar das Überspringen von Hindernissen. Gemeinsam streiften wir zu Pferd durch die umliegenden Wälder. Bald konnte ich eine vierspännige Kutsche lenken oder einen Pferdeschlitten. Reinhold vertrat in allen Lagen den Grundsatz: Niemals umkehren. Daran habe ich mich stets gehalten, insbesondere nach 1933.

Zudem war ich gut Freund mit unserem Hausmeister Oertel, der neben vielen anderen wichtigen Aufgaben auch die Aufsicht über unseren Weinkeller hatte. Mit unserem Förster ging ich zuweilen, wenn es meine gestrenge Mutter erlaubte, an lauen Abenden auf die Wildschweinjagd, was mir weniger gut bekam, denn es war kalt in der Morgenfrühe. Die aufsteigenden Nebel wirkten bedrückend auf meine schon damals melancholische Natur; zudem sah man nur selten ein Wildschwein und erledigte noch seltener eins.

Ich wurde kein passionierter Jäger, anders als die Söhne der meisten deutschen Gutsbesitzer. Das Töten von Tieren bereitete mir Unbehagen. Vom Direktor des Gymnasiums in Berlin, der ein Bekannter meines Vaters war und mir privat Latein-Nachhilfe gab, wurde ich ge-

fragt, ob ich schon meinen ersten Rehbock geschossen hätte. Ich verneinte und fügte hinzu, dass ich wenig Lust hätte, einem unschuldigen Tier von weitem eins auf den schönen Pelz zu brennen, sie täten mir leid. Da sprang der kleine, rundliche Kerl aus seinem Sessel hoch, schlug entsetzt die fetten Hände zusammen und rief: «Was! Du! Ein deutscher Mann!» Ich war da übrigens gerade zehn.

Drei Chauffeure arbeiteten für meine Eltern; der ranghöchste von ihnen hieß Max Lehmann, mit dessen Sohn, ebenfalls Max geheißenen – ein blonder, blauäugiger Junge – ich mich gut verstand. Er tat sich nicht dicke, sondern war freundschaftlich und gefällig zu mir, obwohl ich ihm körperlich unterlegen war. Viel später ging der starke, aber sanfte und gutwillige Maxe zu den Fliegern und ist im großen Hitlerkrieg gegen die Welt für immer und ewig im russischen Eis verschollen. Wie gern würde ich noch einmal mit Maxe durch unsere Wälder streifen, Pfifferlinge und Steinpilze sammeln und Erlebnisse austauschen ...

Vater Lehmann ließ mich sogar auf Waldwegen unseren Mercedes fahren, da war ich 13, aber schon groß genug, um über das Lenkrad hinausschauen zu können. Dergleichen hätte meine Mutter nie gestattet. Ihre etwas herrische Attitüde, ihre Art, jeden zu gängeln und alles zu verbieten, mag sie von ihrer eigenen Mutter geerbt haben, Frau Geheimrat Elise Marcuse. Auch an sexuelle Aufklärung durch sie war nicht zu denken. Das übernahmen wohlwollende Hausangestellte, mehr durch Taten als durch Worte.

Mein Vater Ludwig Katzenellenbogen stammte aus Krotoschin, einer Stadt bei Posen. Er war kurzbeinig, wirkte etwas gedrunken, hatte aber ein großes, offenes Gesicht und eine breite Stirn. Sein eigener Vater besaß eine Schnapsfabrik. Ludwig wollte gerne Jura studieren, musste aber in die väterliche Firma eintreten. In dieser Branche war er sehr erfolgreich. Bald zog er nach Berlin, wo er seine Frau kennenlernte, die Arztochter Estella Marcuse. Er wurde Generaldirektor verschiedener

Firmen, so auch der Brauerei Schultheiß-Patzenhofer. 1925 konnte ein Haus in der Bendlerstraße gekauft werden. In derselben Straße lag das Reichswehrministerium, an dem ich als Kind an der Hand meiner Gouvernante vorbeispazierte und die Ehrenwache bewunderte.

Unsere Villa war fürstlich eingerichtet, die Wände waren mit Seidenstoffen aus Frankreich in verschiedenen Farben verkleidet. Es hingen dort Gemälde von Monet, Manet, van Gogh, Cézanne und Menzel; es gab sogar eine Madonna von Rubens. Max Liebermann hat schöne Porträts von meinem Vater und von meiner Mutter gemalt. Antike Möbel oder neue Möbel aus feinen Hölzern zierten die Räume, dazu Porzellan aus China oder Meißen. Meine Mutter war eine große Sammlerin mit gutem Geschmack. Sie liebte ihre Kunstobjekte mehr als ihre Kinder, von denen ich das älteste war. Nach mir kamen zwei Schwestern, Leonie im Jahr 1918 und Estella im Jahr 1921. Dass sie einmal Galeristin in Los Angeles werden sollte, hat meine Mutter sicher nicht geahnt.

Zum Luxus des Hauses gehörten ein Wintergarten mit Marmor und seltenen Pflanzen, außerdem mehrere komfortable Badezimmer mit Handtuchwärmern. Die Küche lag unter dem Dach, damit die Gerüche oben blieben. Nur das Schwimmbad im Keller wurde nie zu Ende gebaut. Denn während das Familienpalais entstand, zerbrach die Familie.

Weshalb mir meine Mutter den Vornamen Konrad gab, der bis dahin in der Familie nicht üblich war, weiß ich nicht. In meiner Kinderzeit führte der Name zu Hänseleien, denn kaum jemand konnte widerstehen, die bekannten Verse aus dem «Struwelpeter» zu zitieren: «Konrad, sprach die Frau Mama, ich geh aus und du bleibst da ...» Es ist deshalb sogar zu Prügeleien gekommen.

Eingeschult wurde ich 1920 in der Privatschule von Fräulein Lenze. Sie befand sich in der Keithstraße, in einer Wohnung in der vierten Etage. Zur Schule begleitete mich jeden Morgen unsere Gouvernante Agnes Kühn, die mich auch abholte. Das war ein weiterer

Grund für die Mitschüler, mich zu hänseln. Später schickte man mich auf das Mommsengymnasium, an dem es mit unserem Turnlehrer Hartmann einen ausgemachten Fröhnazi gab. Wurde ich bis dahin wegen meines Vornamens gehänselt, so nun wegen meines Nachnamens. Die Namen waren mein Stigma, was eine gewisse Vereinigung bewirkte. Das änderte sich erst, als ich auf das Französische Gymnasium geschickt wurde.

In meiner Familie waren alle christlich getauft; eine Synagoge habe ich nie betreten. Außerdem haben wir jedes Jahr Weihnachten gefeiert. Aber das war den Nazis gleichgültig. Mir war schon als Knabe der Irrsinn des Nazismus von Anfang an klar, obgleich ich das noch nicht in Worte kleiden konnte. Da war zunächst einmal der Judenhass. Das war es aber keineswegs allein. Es gab einen wilden, leidenschaftlichen, frei schwebenden, frei schwelenden Hass in der deutschen Welt. Dieser Hass einte unter Hitler die verschiedensten Elemente des Volkes.

Der Hass war die nie versiegende Quelle der Begeisterung des deutschen intellektuellen Lumpenproletariats, dem auch die gesamte Oberschicht angehörte. Mit Politik hatte die Nazischande überhaupt nichts zu tun! Wer die Nazis nicht von Anfang an verabscheute, war ein Unmensch, und basta! Ein Nazi zu sein war kein Denkfehler, sondern ein Charakterdefekt. Andererseits vertrauten viele Gefährdete auf den deutschen Rechtsstaat, und nur wenige hielten die Deutschen für ein Volk, das zu allem fähig ist.

Sehr früh lernte ich sogenannte Prominente kennen: Albert Einstein, die junge Marlene Dietrich, Tilla Durieux und auch den Boxer Max Schmeling. 1938 sah ich in New York seinen Kampf gegen Joe Louis, der 90 Sekunden dauerte. Ich glaube nicht, dass Schmeling ein Nazi war, auch wenn er sich von ihnen benutzen ließ. Der Bildhauer Professor Friedrich kam oft zu Besuch, er wurde von meiner Mutter gefördert.